

Aus Freude am Lesen

Drei Dollar, das ist alles, was Eddie noch besitzt – und dabei schien sein Leben doch so perfekt zu sein. Er glaubte an die Möglichkeit, die Welt zum Besseren verändern zu können, und engagierte sich dafür; er war ein glücklicher Familienvater und blieb immer standhaft, wenn ihm Amanda, seine große Liebe aus Kindheitstagen, alle neuneinhalb Jahre über den Weg lief. Doch plötzlich taucht sie wieder auf, und das zu einer Zeit, in der Eddie alles zu entgleisen droht. Voller Mitgefühl, doch nie ohne ein Augenzwinkern erzählt Elliot Perlman die Geschichte eines Idealisten, der sich weigert, seine Seele an den Teufel zu verkaufen. »Drei Dollar« ist ein mit ironischer Schärfe gezeichnetes Porträt unserer Zeit, in der Geld das Leben regiert.

ELLIOT PERLMAN wurde 1964 in Melbourne geboren. Er praktizierte einige Jahre als Anwalt, bis er nach dem Erfolg von »Drei Dollar«, seinem ersten Roman, nach New York zog, wo er sich ausschließlich dem Schreiben widmete. Perlmans literarisches Werk ist preisgekrönt. Sein zweiter Roman »Sieben Seiten der Wahrheit«, der ihm international den Durchbruch bescherte, ist 2008 bei DVA erschienen und wurde von der Presse als »große Literatur« (*Deutschlandradio Kultur*) gefeiert; sein dritter Roman »Tonspuren« erschien 2013. Elliot Perlman lebt heute wieder in Melbourne.

Elliot Perlman

Drei Dollar

Roman

*Aus dem Englischen
von Henning Ahrens*

btb

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *Three Dollars* bei Picador by Pan Macmillan Australia Pty Limited.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Mai 2014,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
© 2010 der deutschsprachigen Ausgabe by Deutsche Verlags-
anstalt, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gaber, Hamburg unter Verwen-
dung eines Motivs von © plainpicture/Readymade-Images
Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck
SK · Herstellung: sc
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-74784-9

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/btbverlag
Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

Für Janine, Lena und Harry

Du kannst die Zitrone nicht auspressen
und dann die Schale wegwerfen –
ein Mensch ist doch kein Abfall!

Arthur Miller,
Tode eines Handlungsreisenden

E i n s

Ich begegne Amanda alle neuneinhalb Jahre. Das ist keine Regel. Es *muss* nicht so sein, aber es hat sich bis jetzt vier Mal so ergeben. Vielleicht ist es also doch eine Regel. Auf jeden Fall sind alle Begegnungen einzigartig, egal wann, egal wo. Das letzte Mal war heute. Ich hatte drei Dollar in der Tasche.

Amanda ist ein Jahr jünger als ich. Das war schon damals so, aber wir waren trotzdem in derselben Schulklasse. Man hatte die begabtesten Kinder aus zwei Jahrgängen versuchsweise zusammengefasst, und ich war auch dabei, obwohl ich noch kein besonderes Talent gezeigt hatte. Nicht dass mich nichts interessiert hätte, nein, ich interessierte mich ganz im Gegenteil für zu vieles. Aber weil meine Interessen eine rein innere Angelegenheit waren, blieben sie allen Erwachsenen außer meinen Eltern verborgen. Diese machten sich Sorgen, weil ich immer nur dasaß und nachdachte – oder jedenfalls bilde ich mir das rückblickend so ein; vielleicht hat Amanda die Sache anders in Erinnerung. Ich hatte keine Lust, herumzurrennen oder für Ärger zu sorgen, denn ich dachte über zu vieles nach, als dass ich versucht gewesen wäre, mich zu überschlagen, um rascher ans Ziel zu gelangen. Wenn im Unterricht Züge oder Säugtiere behandelt wurden, fragte ich mich, wie unser Lehrer es schaffte, täglich den gleichen Duft zu verströmen, einen

Moschusduft, der sich lange hielt und noch von ihm zeugte, nachdem er gegangen war.

Auch Amanda hatte ihren eigenen Duft. Ihr Haar war unglaublich lang und so hell, dass es eine Untertreibung gewesen wäre, sie als blond zu bezeichnen. Sie lächelte viel und hätte als Heidi durchgehen können, wenn sie sich nicht so oft dreckig gemacht hätte. Dies störte ihre Eltern, vor allem ihre Mutter, die die Flecken auf den Kleidern ihrer Tochter unablässig mit calvinistisch strengen Bleichmethoden bekämpfte. In den kleinen und den großen Pausen wurde Amandas Brust durch Basketbälle beschmutzt, und gegen diesen Schmutz ging ihre Mutter mit den wirksamsten Vorwaschmitteln vor, die auf legalem Wege erhältlich waren. Diese rüden Reinigungsmethoden bleichten allmählich die Filzbuchstaben des Namens ›Amanda‹ auf dem T-Shirt aus.

Wir besuchten eine staatliche Schule, was Amandas Mutter offenbar für einen schlimmeren Makel für die engelsgleiche Heidi-Shampoo-Werbung auf zwei Beinen hielt, die jeden Morgen mit ihren Brüdern zur Schule fuhr, als alle anderen Unarten ihrer Tochter zusammengenommen. Die Familie wohnte in einem georgianischen Haus. Gegenüber befand sich eine Gärtnerei für Bäume, Obst und Gemüse, doch Amandas Mutter kaufte dort nie ein, sondern deckte den Bedarf der Familie in einer nahe gelegenen Einkaufszeile namens The Village.

Amandas Vater war eher eine stille Präsenz als eine Person. Sie sprach selten von ihm, und wenn ich mich recht erinnere, sah ich ihn nur ein einziges Mal. Er trug einen dunklen Anzug und ein weißes, frisch gestärktes Hemd. Amandas Mutter hatte sicher viel Freude daran, seine Wäsche zu machen, oder kam dieses Privileg der Haushälterin zu? Er wirkte wie eine Mischung von Fred MacMurray

in *Frau ohne Gewissen* und Fred MacMurray in *Meine drei Söhne*. Wenn er etwas Wichtiges zu sagen hatte, hörte man dies nicht direkt aus seinem Mund, sondern man hörte *davon*. Sein Status in der Familie war der eines Grandseigners. Und nicht nur in der Familie: Seine Berufsbezeichnung klang sehr kompliziert und höchst beeindruckend. Er war Chemieingenieur.

Amanda erwähnte dies manchmal, aber nicht angeberisch, sondern ganz sachlich: »Chemieingenieur.« Das klang gut, aber wir wussten nicht, was es hieß. Mein Vater hatte einen Job bei der Stadt, nach dem ich ihn nie fragte und über den er nie sprach. Er trug auch eine Krawatte und ein weißes Hemd, aber sein Hemd war knittziger als das von Amandas Vater, was ihr an den Abenden, die sie nach der Schule bei uns zu Hause verbrachte, vielleicht auffiel. Aber wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, dass eine Achteinhalbjährige so etwas bemerkt? Im Grunde hatte nur ihre Mutter einen Blick für Bügelfalten.

Nachmittags spielten wir bei uns zu Hause gern Verstecken. Oft machten ein paar Freundinnen von Amanda und einige meiner Freunde mit, und ich sorgte stets dafür, dass sich die Zahl in etwa die Waage hielt. Meine Mutter kochte uns Tee. Manchmal verbarg ich mich mit Amanda im Kleiderschrank meiner Eltern. Wir bildeten jedes Mal andere Paare, doch in diesem Schrank saß ich immer nur mit Amanda. Wenn wir im Dunkeln stumm auf den Schuhen meiner Eltern hockten, berührten sich die Außenseiten unserer Knie. Während der wärmeren Monate trug sie meinen Strandhut, der mit meinem Namen verziert war, und als ihre Eltern mit ihr und ihren Brüdern in Coffs Harbour Urlaub machten, rief sie mich aus einer Telefonzelle an. Münze für Münze versenkte sie ihr Taschengeld im Apparat.

»Hier ist es ätzend«, sagte sie, und obwohl ich den Ort nicht kannte, war ich froh, dies zu hören, und stimmte zu. Kirsten, meine Schwester, hatte ein Album von David Bowie, und weil ich ihr und ihren Freundinnen oft beim Schminken zugeschaut hatte, kannte ich alle Texte auswendig. Ich zitierte einen der Verse am Telefon und bat Amanda, ihn gleich nach dem Ende unseres Gesprächs aufzuschreiben und stets bei sich zu tragen. »Be elusive, but don't walk far.«

Ich hatte keine Ahnung, was das hieß.

Durch Amanda wurde ich mir zum ersten Mal der prekären Natur der Dinge und der Arroganz bewusst, mit der gewisse Erinnerungen außerhalb der Reihe unsere Aufmerksamkeit beanspruchen. Als ihre Mutter überraschend bei uns anrief, glaubte ich, dass sie mit meiner Mutter oder wenigstens mit meiner großen Schwester sprechen wollte, die sich inzwischen schminkte, bevor sie weiter oben in der Straße Milch oder Brot kaufen ging. Doch Amandas Mutter sagte mir, ich sei ihr recht. Amanda werde nach dem Sommer nicht in unsere Schule zurückkehren, und wir würden ab jetzt nicht mehr zusammen spielen. Ich weiß noch, dass sie mir einen schönen Tag wünschte. So trennten sich zum ersten Mal Amandas und meine Wege.

Als ich ihr heute begegnete, hatte ich noch drei Dollar. Unter bestimmten Umständen mag das nicht so schlimm sein. Wie solche Umstände aussehen könnten, weiß ich zwar nicht, aber auf mich trafen sie ganz sicher nicht zu.

Zwei

Die Sommer der Kindheit sind schöner als alle, die man später erlebt. Ich habe viele Erklärungen dafür gehört: Die Erinnerung beschönigt die Vergangenheit durch natürliche Auslese – es handelt sich sozusagen um den Ursprung des biografischen Artefakts; Kinder haben im Sommer nichts zu tun, weshalb jeder sengend heiße Tag ihrem Gefühl nach so lang wie ein Jahr ist, dessen Tage wiederum endlos und unbeschwert sind; und das kürzlich ergründete El-Niño-Phänomen sorgt heimlich, still und leise dafür, dass auch andere Menschen in den Genuss des Sommers kommen, den man gerade erlebt.

Meine Mutter hängte auf dem Hinterhof Wäsche auf. Der Tag war außergewöhnlich still und heiß und wie geschaffen dafür, sich dem Gedächtnis einzuprägen. Anfangs bemerkte sie weder, dass ich ihr zusah, noch ahnte sie, dass ich mit ihr reden wollte. Sie stand hinter einem Laken, und als ich den Boden vor der Birke, die der Wäscheleine am nächsten war, mit einem Absatz meines Schuhs zu bearbeiten begann, fragte sie, ob ich etwas mit ihr besprechen wolle.

»Soll ich dir helfen?«, fragte ich, weil ich meinem dringenden Bedürfnis, ihr von dem Telefongespräch mit Amanda Mutter zu erzählen, noch nicht nachgeben wollte.

»Nein, danke, Eddie. Ich bin fast fertig«, sagte sie und hängte ein T-Shirt auf die Leine. Sie ließ mir Zeit, da sie

instinktiv wusste, dass der richtige Moment zum Ausfragen noch nicht gekommen war.

Ich hob einen alten, fast kahlen Tennisball auf, mit dem ich immer während meiner langen, einsamen Grübeleien auf dem Hinterhof spielte, und begann, ihn in die Luft zu werfen und wieder aufzufangen.

»Hast du vorhin das Telefon gehört?«, fragte ich und brach damit das mir selbst auferlegte Schweigen.

»Nein. Wollte mich jemand sprechen?«

»Nein«, sagte ich, hielt den Ball in einer Hand und grub den Schuhabsatz wieder in den Boden unter der Birke.

»War der Anruf nicht für mich?«

»Nein. Für mich.«

»Ach? Für *dich*? Wer hat denn angerufen?« Damals wurde ich nur sehr selten am Telefon verlangt.

»Mrs Claremont, Amandas Mutter.«

»Amanda?«, fragte sie ahnungslos und immer noch hinter mehreren Laken verborgen.

»Nein, ihre Mutter.«

»Ihre *Mutter*? Was wollte sie denn?«

»Amanda kommt nach den Sommerferien nicht mehr an unsere Schule zurück«, erklärte ich sehr sachlich.

»Die *Mutter* hat angerufen, um dir zu sagen, dass Amanda die Schule wechselt?«

»Sie spielt ab jetzt nicht mehr mit mir.«

»In der Schule?«

»Egal wo.«

Meine Mutter raffte eines der Laken, um mich anzuschauen. Das merkte ich, obwohl ich den Ball im Auge behielt, den ich gerade wieder in die Luft geworfen hatte. Sie wartete, bis ich ihn aufgefangen hatte, und fuhr mir dann mit den Fingern durchs Haar. Sie wusste, dass mich das mehr tröstete, als mir bewusst war.

Was meine Mutter vor mir liegen sah, war nicht nur ein Sommer, der unverdiente Langeweile und die nagende Leere kindlicher Einsamkeit verhieß. Sie sah noch etwas anderes, als sie mich am hellen Tag musterte, etwas, das aus Entscheidungen resultierte, die andere Leute – vielleicht sogar sie selbst – getroffen hatten oder vor denen sie zurückgeschreckt waren, Entscheidungen, die sich nur durch die Kettenreaktion ihrer Konsequenzen auf mich auswirkten. Sie ließ ihren Blick so langsam über den Hinterhof gleiten, als würde sie ihn entweder zum ersten oder zum letzten Mal sehen. Dann lud sie mich ein, in der Küche etwas Kühles mit ihr zu trinken. Doch bevor ich einwilligen konnte, wurde sie von meinem Vater gerufen, der seinen drängenden Unterton nur mit Mühe unterdrücken konnte.

Also blieb ich mit meinem Ärger über die Launenhaftigkeit der Erwachsenen allein, die innerhalb einer Stunde dazu geführt hatte, dass mich Mrs Claremont meiner Freundin und Spielkameradin beraubte und dass meine Mutter das Interesse daran verlor, meinen Schmerz über die Verbannung aus der Gesellschaft Amandas zu lindern. Ich wollte den Ball mit voller Wucht gegen den gleichgültigen Zaun werfen, um die ganze Welt zu verfluchen, aber da tauchte unvermittelt mein Onkel vor mir auf.

»Hallo, Eddie«, sagte er leise und schüchtern. »Du kannst ihn *mir* zuwerfen ... wenn du magst.«

George Harnovey, Jahrgang 1922 und der sieben Jahre ältere Bruder meines Vaters, versorgte uns nicht nur mit Anekdoten aus der Zeit der Großen Depression und des Zweiten Weltkriegs, sondern Kirsten und mich mit Pfefferminzbonbons, meinen Vater mit Rotwein und meine Mutter mit Muskateller. Und meist brachte er Tante Peggy mit. Sie war um einiges jünger als er, und wie man munkelte,

hatte sie die Sechzigerjahre intensiver genossen, als es eine Ehefrau von George hätte erwarten dürfen. An diesem Tag stand er mit leeren Händen da.

»Na, dann eben *nicht*«, sagte er leise. Er setzte sich unter die Birke, und ich setzte mich neben ihn. Nachdem ich Hallo gesagt hatte, gab er mir einen Kuss und ich ihm den Ball. Er war unrasiert, und seine Augen waren gerötet. Er roch so stark nach Bier, dass von da an jedes Bier ein bisschen nach ihm roch.

»Du bist ein guter Junge, Eddie«, sagte er wie zu sich selbst. Dann sah er mich aus feuchten, flehenden Augen an und flüsterte: »Glaubst du, dass jemand gesehen hat, wie ich gekommen bin?«

Bevor ich mein Unverständnis über die Frage äußern konnte, fuhr er fort: »Weißt du ... ihr braucht eine große, geräumige Veranda. Wir hatten damals ... damals eine Veranda bei Mum und Dad ... auf drei Seiten unseres Hauses. Großartig. Hat dir dein Vater das je erzählt?«

Er zog ein Taschentuch aus der Hosentasche, tupfte sich den Schweiß von der Stirn und schnäuzte sich. Danach behielt er es in der Hand und knüllte es in regelmäßigen Abständen zusammen.

»Die Säulen waren auf allen drei Seiten bis zur Regenrinne mit Kletterpflanzen bewachsen ... Glyzine und ... äh ... Passionsfrucht, glaube ich. Man muss die Welt von einer Veranda aus betrachten. Sie war unser Zuhause.«

Ich wusste noch nicht, dass mein Vater George angeboten hatte, eine Weile bei uns zu wohnen. Doch ein Blick auf seine unrasierte, trübäugige Erscheinung reichte mir, um zu wissen, dass er nicht mehr der onkelhafte Schwadronneur und Herold der Familie war, der uns mit Augenzeugenberichten aus der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts versorgte, sondern dass hier – um es mit Auden zu

sagen – ein Mann neben mir saß, der seinen letzten Nachmittag als er selbst bereits hinter sich hatte.

Im Gegensatz zu George hatte mein Vater nie Kameras oder Fotozubehör im Hinterzimmer eines Pubs verkauft. Er hatte auch nie auf der Ladefläche eines Kombis problemlos zu verlegenden Rollrasen angepriesen, von dem er, falls nötig, im Handumdrehen mehr besorgen konnte. Mein Vater war weder als Kind auf Kaninchenjagd gegangen, noch war er je ein Zimmermann gewesen, der sich für einen Bauunternehmer hielt, bis ihm die Bank seinen Irrtum vor Augen führte. Nachdem der Bankdirektor George eines Besseren belehrt hatte, war dieser auch kein Zimmermann mehr. Peggy hatte allerdings vor langer, langer Zeit geglaubt, einen Bauunternehmer zu heiraten. Sie wusste Lippenstift und Mascara sehr geschickt einzusetzen.

»Sie hat immer meine Nägel gemacht... Das darf ich dir doch sagen, oder? ... Sie hat meine Haare geschnitten«, erzählte George meinem Vater eines Abends in meinem Zimmer. »Sie sagte, ich sei gut mit den Händen. Sie hat immer meine Nägel gemacht... Ich war nie gut mit meinen Händen...«

Die beiden glaubten, dass ich schlief, doch ich lauschte mit geschlossenen Augen und stellte mir vor, dass Peggy meine Haare schnitt. Sie war sehr geschickt, und ihre Stimme hatte etwas Betörendes. Das wusste ich schon damals.

»Sie war nicht... treu... musst du wissen«, flüsterte er. »Ein paar dieser Typen hätte ich ihr vielleicht verziehen. Aber nicht die letzten beiden.«

Eigentlich hätte sich der Sommer deswegen in mein Gedächtnis einprägen sollen, weil ich meinen ersten Hund bekam, einen acht Wochen alten Golden Retriever; vielleicht auch, weil Kirsten plötzlich ihre Zimmertür schloss, wenn sie Besuch von Freunden hatte; weil es

der Sommer war, in dem sie Flaschendreher mit alten Freunden spielte, alle bis zur Unkenntlichkeit durch die Pubertät entstellt, der Sommer, in dem sie lautstark mit Joe Geraghty zu knutschen begann, einem unerschrockenen Helden, der auf ihre Schule ging. Es hätte wenigstens der Sommer sein können, in dem man mir erklärte, warum Amanda, laut ihrer Mutter, nun eine Schule für »junge Damen« besuchte und warum ich für jeden das fünfte Rad am Wagen zu sein schien. Der Sommer hätte genug Platz für all dies geboten, doch er blieb uns als die Zeit in Erinnerung, als George bei uns gewohnt hatte: der Sommer mit George.

Bald nach seiner Ankunft verwandelte sich der Brutofen meines hinten im Flur gelegenen Zimmers in eine Sperrzone aus Geflüster und zugezogenen Vorhängen, auf dem Boden liegenden Unterhemden und Tablett mit halb aufgegessenen Mahlzeiten, die auf einem abgewetzten Lederkoffer neben dem Bett standen. George schlief fast immer oder lag zumindest die meiste Zeit im Bett. Ich merkte, dass Bartstoppeln eine Maßeinheit für veränderte Lebensumstände waren und dass sich diese Umstände verändern konnten, bis sich ein Mann selbst nicht mehr erkannte.

Als meine Mutter eines schönen Nachmittags mein Zimmer betrat, um altes Geschirr abzuräumen und eine neue Mahlzeit zu bringen, wurde sie sich schlagartig der Trostlosigkeit meiner Lebensumstände bewusst. George schlief, und ich hockte vor einer Klebstofftube, ein paar Eisstielen und einem Berg Balsaholz und versuchte, im Licht einer Taschenlampe die Bauanleitung eines Modellflugzeugs zu lesen. Ich flüsterte ihr besorgt zu, dass der Klebstoff draußen in der Sonne austrocknen könne. Ein oder zwei Tage später kam meine Mutter mit einem acht Wochen alten Golden Retriever aus der Lady-Nell-Schule für Blinden-

hunde heim und sagte, dass der Hund mir gehöre, aber nur für ein Jahr.

Mein Vater teilte Kirsten und mir mit, dass es George nicht gut gehe. Als er mir dies erzählte, nahm seine Stimme einen salbungsvollen Ton an, der nichts erhellte, sondern nur von mir verlangte, Verständnis für ein Leiden aufzubringen, das nicht weiter erläutert, geschweige denn definiert werden würde. Er zeigte herzlich wenig Interesse an meinem Hund oder an den Umständen von Amandas Verschwinden. Er war so sehr von seinem Bruder in Anspruch genommen, dass Kirsten ihr Schlafzimmer mühelos von einem Laura-Ashley-Paradies, einem Plüschtierhimmel und Treffpunkt des rein weiblichen Narnia-Fanclubs in die pubertäre Version eines Puffs verwandeln konnte. Nur der Gedanke, dass George von dem nicht gerade leisen Gelächter gestört wurde, das im Amüsierschuppen gegenüber im Flur erschalle, führten dazu, dass Kirstens spätabendliche Orgien eine drastische Drosselung erfuhren. Ich hätte meinen Eltern verraten können, dass George nachts gar nicht schlief. Er lag nur da, und ich beobachtete ihn.

Nachdem auch mein Vater dies bemerkt hatte, führte er mit George regelmäßig bis in die frühen Morgenstunden leise Bettgespräche. Sie glaubten offenbar, dass mich ihr Flüstern nicht weckte oder dass ich, falls ich wach wurde, nichts verstand. So erfuhr ich in einer heißen Nacht, dass George eine Hypothek auf mehrere Grundstücke aufgenommen hatte, um ein Paket mit spekulativen Aktien kaufen zu können; Gold, Mineralien. Ich hörte, dass die Sache vielversprechend gewesen war. Als der Wert der Aktien fiel, beschloss George zu warten, bis der Markt »zur Besinnung« kam. Er schwor meinem Vater, dass es ganz sicher so gekommen wäre, doch die Bank verlor die Geduld, und die Aktien gingen weiter in den Keller. Er konnte die Zin-

sen nicht mehr bezahlen. Daraufhin beschloss er ohne Rücksprache mit Peggy, eine Hypothek auf das Haus aufzunehmen, um mehr Zeit zu gewinnen. Als er die Anrufe und Schreiben der Bank nicht mehr beantwortete, schickte diese jemanden zu ihm nach Hause, der sich persönlich ein Bild machen sollte. Doch George war gerade unterwegs, um einen weiteren Kredit zu organisieren, und der Vertreter der Bank, ein junger Mann namens Fitzspiers, traf nur Peggy an, der er wesentlich mehr zu berichten hatte als sie ihm.

Peggy erzählte George nichts von Fitzspiers' Besuch, sondern rief bei der Bank an, um genauer zu erfahren, was ihr Mann mit seinem Geld angestellt hatte. Das Haus gehörte nominell George, die Grundstücke waren auf seine Firma eingetragen. Fitzspiers ließ die üblichen juristischen Feinheiten außen vor, weil er, hierin seiner Zeit voraus, offenbar der Meinung war, dass die junge Frau einen moralischen Anspruch darauf hatte, über das volle Ausmaß der Schulden ihres Mannes informiert zu werden. Auch dies verschwieg sie George, und er, der mit allen möglichen Leuten zu den unmöglichsten Stunden wie verrückt Termine machte, erzählte ihr auch nichts.

Man kann nicht verlieren, wenn der Erfolg von einer Person abhängt, die nicht gewinnen kann. Fitzspiers hatte Zeit. Eine Bank sichtet ihre Anlagen nicht stündlich, aber wenn einem Mann die Schulden über den Kopf wachsen, ist ihm dies in jeder Minute bewusst. Also war es ein Gebot des Anstands, dass Peggy Fitzspiers hereinbat. Er trank Scotch, sie trank Gin Tonic. Sie warteten auf Georges Zephyr Sedan. Fitzspiers' Vorgesetzte sahen in seiner Geduld ein Zeichen dafür, dass er sich mit Eifer um die Rückzahlung eines nicht oder nur unvollständig gedeckten Kredits bemühte. Peggy sah die Sache anders.

Sie wusste, wie man Männer erfreute. George lud das Wort »erfreut« mit einer Bedeutung auf, die ich nicht verstand. Er hatte schon vor der ersten Begegnung mit Peggy gehört, dass sie wusste, wie man Männer erfreute. Aber, so erklärte er meinem Vater, wenn man jemanden liebe, verschließe man die Augen vor dem, was man nicht sehen wolle. Er fragte meinen Vater, ob er das verstehe. Die Antwort meines Vaters hörte ich nicht.

»Weißt du, sie ist nicht ... nicht wirklich eine ...«, sagte er leise, »sie ist keine ... Hure.« George stemmte sich hoch. »Es war Gier«, flüsterte er.

»Deine Gier?«

»Ihre. *Ich* brauche nicht viel. Du bist mein Bruder. Wir haben nie sehr viel gebraucht ... Nicht ich ... Aber sie. Ich brauchte sie. Und um sie halten zu können, musste es für mich immer besser laufen.«

»Hast du das wirklich geglaubt?«

»Du etwa nicht?«

George sagte, seiner Überzeugung nach sei ein Mann sowohl in den Augen der Welt als auch in den Augen seiner Frau die Summe seines materiellen Besitzes, seiner Möbel, seines Autos, seiner Firma und seiner Kleider, und niemandem, der dies so sehe, könne man einen Vorwurf machen, Peggy ganz bestimmt nicht.

»Wusstest du, dass sie nicht wirklich so hellblond war? Sie hat ihr Haar nicht gebleicht, aber eigentlich sah es eher aus wie ... Gold. Ganz ehrlich ... es sah aus ... wie Weizen. Es hatte die Farbe eines Weizenfelds am Nachmittag. Es reichte bis zum Po, sodass man sie auch dann nicht ganz sehen konnte, wenn sie nackt war. Eigentlich wollte sie Schauspielerin werden. Wirklich ... wie Weizen. Ihre Haut war unglaublich weich. Im Bett habe ich meine Nase oft an ihrem Nacken gerieben. Ich bin gestorben, wenn ich in

ihr war. Ein Teil von mir ist nie aus ihr herausgekommen, hat sie nie verlassen. Deshalb habe ich manchmal ernsthaft geglaubt, dass alles in Ordnung war... was sie anstellte, weil ich ... immer noch bei ihr war. Lächerlich ... was?«

Ich lag da wie ein Toter, horchte auf jedes leise Wort von George und sah alles vor mir. Ich hörte, wie die Musik von Sergio Mendes in seinem Auto den Motor übertönte. Ich spürte das Gewicht der zufallenden Autotür. Ich hörte, wie Peggys Lachen in Stöhnen umschlug. Sie konnte es auch genießen, wenn man *sie* erfreute.

Seitdem sehe ich all dies vor mir, als wäre ich dabei gewesen. Offenbar glaubte mein Vater fest, dass ich schlief, denn sonst hätte er seinen Bruder bestimmt nicht weiterreden lassen. Aber das Geflüster von George wurde nur von den Grillen unterbrochen. Vielleicht ging es meinem Vater wie mir, sobald die Worte von Georges Lippen abhoben. Ich hatte alles vor Augen. Ich stellte mir vor, dass die Nacht, von der die Rede war, genauso heiß und still gewesen war wie jene, in der ich alles mithörte.

Im Gegensatz zu George hatte ich das Auto von Fitzspiers bemerkt. Ich wollte ihm zurufen, nicht weiterzugehen, als wäre alles beim Alten geblieben, wenn er es gesehen hätte. Ich mochte Peggy sehr.

Ihr Haar fiel über den ans Fenster gedrückten Rücken. Ihre Schultern waren nackt. Von der Straße aus konnte man den Bankangestellten nicht sehen. Auch nicht vom Vorgarten aus. Doch wir – George, mein Vater und ich – wussten, dass er da war. Ja, George wusste es, doch sein Grauen trieb ihn an. Er regte sich nicht auf. Er wurde nicht wütend, weil er sich die Schuld an allem gab. Er hatte sich die Sache selbst eingebrockt. Motten und Moskitos stritten sich um die besten Plätze vor der Lampe auf der Veranda.

Bei Immobilien achtet man vor allem auf Platz und Lage. Wir wussten, dass Fitzspiers im Haus auf den Knien lag und uns das Gesicht zuwandte; sein Kopf befand sich unterhalb der Fensterbank, und Peggy saß auf einem Stuhl zwischen ihm und uns und den tanzenden Insekten. George bekam keinen Ton heraus. Es verschlug ihm den Atem, und er blieb wie angewurzelt stehen. Er hatte bald genug gesehen, konnte sich aber nicht losreißen. Von seiner Veranda aus sah man die ganze Welt.

So erzählte er die Sache, und so hatte ich sie vor Augen. Seine Sauferei war nicht neu, nur hatte er früher immerhin noch geschlafen. Mein Vater musste mit ansehen, wie sein Bruder mit kleinen Schlenkern auf altem Kurs blieb. Die Bank verkaufte das Haus. Es gab Unterlagen, die dies bewiesen, Papiere, die eine »Zwangsversteigerung« belegten. George meinte, nur noch die Aussicht zu haben, beim Bingo zur alternden Nervensäge zu verkommen oder als Greis in der Hoffnung durch nächtliche Straßen zu irren, seine Reue am Silikonbusen einer verblüfften, transsexuellen Prostituierten herausheulen zu dürfen. Nach dem Verlust seines Hauses zog er in das Haus seines Bruders, wo er in meinem Zimmer auf einem improvisierten Bett um Peggy weinte. Und ich, durch eine Einzelbettbreite und gut vierzig Jahre von ihm getrennt, hatte keine andere Wahl, als so viel von seiner Trauer in mich aufzusaugen, wie ich ertrug, und den Rest für trübe Tage zu bewahren.

Kirsten, seit einigen Wochen mit Joe Geraghty zusammen, klang jetzt viel erwachsener. Wenn sie nicht bei ihm war, telefonierte sie, um zu erfahren, wann sie ihn wiedersehen konnte. Meine Mutter konnte ihre Missbilligung kaum verbergen. Was lag ihr wohl so schwer im Magen? Die Plötzlichkeit und Leidenschaft der Beziehung? Kirstens jugend-

liches Alter? Ihr überraschender Wunsch, ihre Eltern mit Vornamen anzureden? Oder Joe?

Joe war da, als George eines Abends ins Esszimmer kam. Er hätte zum ersten Mal seit seiner Ankunft mit uns gegessen. Seinem Aussehen nach vielleicht sogar zum allerersten Mal überhaupt. Sein Gesicht war eingefallen, die Haut um den dichten Bart bleich und von gelblichen Adern durchzogen. Die Sonne sank gerade.

Hätte er aus dem Brunnen des Mitgefühls schöpfen können, das man ihm in diesem Zimmer entgegenbrachte, dann wäre er vielleicht geblieben. Doch er machte kehrt und floh in sein Bett, mit tränenüberströmtem Gesicht und überwältigt von einer Scham, die seiner früheren Eitelkeit entsprang.

»George«, rief mein Vater und folgte ihm. Fünfzehn Minuten später kam er unverrichteter Dinge zurück, und während wir schweigend aßen, rief er Dr. Byard an.

»Ich kann ihm nicht mehr helfen«, sagte er verzweifelt zu meiner Mutter. »Was passiert ist ... na, ja ... so schlimm ist es nun auch wieder nicht. Er sollte nicht ...«

Meine Mutter stand auf, um meinen Vater zu beruhigen und an seinen Platz am Tisch zurückzubringen. Dann holte sie ihm eine Portion Essen, die sie im Ofen warm gehalten hatte.

So schlimm war es zwar nicht, aber es war schlimm genug. Peggy hatte ihn betrogen und verlassen, er hatte Haus und Firma verloren. Das *war* schlimm; andererseits waren diese Schicksalsschläge nur unausweichliche Stationen auf dem Weg zu einem Ort, den auch ich eines Tages kennenlernen sollte.

*O du Geist, Geist, Gebirg, des Gründe kein
Mensch maß, so schreckenstief. Und spotten mag,
Wer nie hier hing.*

Gerard Manley Hopkins war sich all dessen bewusst, doch mein Vater nicht. Er versuchte weiter zu verstehen, warum weder Ratschläge noch Geduld bei seinem Bruder fruchteten.

Dr. Neville Byard war jünger als George und älter als mein Vater. Er war seit Kirstens Geburt unser Hausarzt. Er hatte so glatte und kühle Hände, dass es schien, als könnte er jedes Fieber in Sekundenschnelle senken, indem er eine heiße Stirn berührte. Wenn wir krank waren, lagen wir im Bett und warteten darauf, dass er seine Hand auflegte. Seine Fingernägel waren makellos, ja sogar noch besser gepflegt als die meines Vaters, unter dessen Nägeln manchmal ein wenig Dreck saß, wenn er etwas repariert hatte. Sein Haar glänzte, war aber so kurz, dass es wie aufgemalt wirkte. Das Stutzen der Nasenhaare hatte er zu einer Kunst verfeinert. Wichtiger als sein gepflegtes Äußeres war für meine Eltern aber, dass er ihre Ängste hinsichtlich jeder Krankheit lindern konnte, die auf ihre Kinder überzugreifen wagte. Er hatte meiner Mutter versichert, dass es sich bei den Wölfen, die Kirsten als Baby innezuwohnen schienen, in Wahrheit um Krupp handelte, der sich nach drei Tagen legen werde. (Ihr Asthma erwies sich als zäher.) Nach einem Zusammenstoß mit einer aufmüpfigen Schaukel nähte er die Wunde an meinem Kinn.

Doch im Sommer 1970 war Neville Byard nicht mehr der phlegmatische, aber freundliche Onkel Doktor, an den sich meine Eltern immer gewandt hatten, wenn wir krank gewesen waren. Er hatte sich verändert, seit ich vor einigen Monaten Windpocken gehabt hatte. Das konnten meine Eltern, die ihn nur als Arzt kannten, natürlich nicht ahnen, als sie zum Telefon griffen, um ihn wegen George anzurufen.

Meine Golden-Retriever-Hündin bellte ihr Welpenbellen, noch bevor zweimal an der Tür gepocht wurde.

Dr. Byard klingelte nie; das Geräusch einer Hand auf Holz schien für ihn etwas Apokalyptisches, vielleicht auch etwas Therapeutisches zu haben. So musste er sich nicht auf eine Klingel verlassen, die von einem Dritten entwickelt und eingebaut worden war, sondern hatte das Geräusch, das ihn ankündigte, besser unter Kontrolle. Nachdem mein Vater mir befohlen hatte, den Hund hinauszubringen, führte er den Arzt in die Küche. Kirsten hatte sich längst mit Joe in ihr Schlafzimmer zurückgezogen, wo sie ihre wahren Gefühle viel besser erörtern konnte, wie sie fand.

Als mein Vater das Problem an Neville Byard herantrug, war dieser reservierter als erwartet. Das spürte ich sofort. Er würdigte mich kaum eines Blickes, obwohl er mich auch dann, wenn er wegen Kirsten kam, immer begrüßte und mit dem Handgelenk – nie mit den Fingern – über mein Haar strich. Er gab einem stets ein besseres Gefühl. Ich beobachtete ihn durch die Küchentür, während mein Vater von den Folgen der Schicksalsschläge berichtete, die George hatte einstecken müssen. Bevor die beiden fertig waren, brachte ich meine Hündin zu ihrem Korb, der unter meinem Bett stand. Sie rollte sich darin zusammen, und ich legte mich daneben.

Schließlich tat sich kurz die Tür auf und ließ einen schmalen Lichtstreif sowie Dr. Byard mit seiner schwarzen Arzttasche ein. Er betrat das Zimmer allein und ließ sich schweigend auf dem Rand meines Bettes nieder, gegenüber von George und über mir und dem Hund.

»Hallo, George. Ich bin Neville Byard, der Hausarzt Ihres Bruders.«

George erwiderte nichts.

»Ich glaube, wir sind uns bereits ... ein- oder zweimal begegnet ... vor einigen Jahren. Vielleicht erinnern Sie sich nicht mehr. Damals sah Ihr Leben noch anders aus. Mei-

nes übrigens auch ... Sehr anders. Ihr Bruder möchte gern, dass wir uns ein wenig unterhalten. Er glaubt, dass Sie an einer Depression leiden. Er glaubt, dass ich Ihnen helfen kann. Aber er kann nicht ahnen ... dass auch ich ... ein tiefes Tal durchschritten habe ... Im letzten Jahr ist Russell, mein ältester Sohn, zwanzig geworden. Wie so viele junge Leute hatte auch er keinen bestimmten Ehrgeiz. Er wusste nicht, was er nach dem Schulabschluss tun sollte. Er hatte ein paar Teilzeitjobs, aber nichts ... nichts, was man als Karriere hätte bezeichnen können. Er hatte zwar davon gesprochen ... nun, es war ihm durchaus ernst ... am RMIT Ingenieurwesen zu studieren. Aber ...»

Dr. Byard verstummte eine Weile.

»Er erhielt das Schreiben kurz nach seinem zwanzigsten Geburtstag, George. Er sollte sich zu einer medizinischen Untersuchung bei der CES melden. Man hatte ihn eingezogen. Ich war nicht da, als der Brief eintraf. Ich war in der Chirurgie, aber meine Frau nahm die Post in Empfang, und da war der regierungsamtliche, an Russell adressierte Umschlag. Er spielte gerade in seinem Zimmer Gitarre. Nicht unbedingt meine Art von Musik, aber ... Sie wissen bestimmt, wie das ist. Er mochte sie, und er spielte sie immer, sehr neumodisch. Er war offenbar ziemlich gut. Das hat man mir jedenfalls erzählt.

Er hatte vor nicht allzu langer Zeit davon gesprochen, sich einzuschreiben ... für Ingenieurwesen ... aber er ... tja, er hatte gerade die Trennung von seiner Freundin hinter sich. Russell war verrückt nach diesem Mädchen gewesen, Louise, ein ganz reizendes Mädchen, aber ... sie hatte sich von ihm getrennt. Ich weiß nicht, warum, aber es hat ihm das Herz gebrochen. Sie wissen bestimmt, wie das ist, George, es war ... Ja, was genau war es? Sie waren schon vor seinem Schulabschluss zusammen, also ... waren es über

zwei Jahre, und dann, ganz plötzlich ... Ach, ich weiß auch nicht, wie es kam. Ich gebe ihr keine Schuld. Sie war ein reizendes Mädchen. Aber nach der Trennung war er ... eine Weile war er antriebslos und sprach nicht mehr vom Ingenieurstudium. Nein, ich glaube nicht ... Nach Louise nicht mehr. Dann wurde er zwanzig, und bevor wir uns versahen, schrieb er uns aus Puckapunyal.

Zehn Wochen Grundausbildung in Puckapunyal. Vermutlich werden dort alle durch die gleiche Mangel gedreht. »Fit oder tot«, sagte ihm einer der Ausbilder beim Drill. Zehn-Meilen-Läufe, Zwanzig-Meilen-Märsche mit vollem Gepäck, immer Druck, Waffenübungen, Sport, das ganze Programm. Russell erzählte, dass sich manche Rekruten abends in den Schlaf wimmerten, und wenn sie mitten in der Nacht erwachten und merkten, wo sie waren, fingen sie wieder an zu wimmern. Das hat Russell erzählt.

Offenbar wurden sie in Gruppen aufgeteilt und mussten zusehen, wie die Ausbilder auf Zweihundert-Liter-Behälter mit Wasser feuerten. Danach wurden sie hinter die Behälter geführt, wo das Wasser aus den Einschusslöchern sprudelte. So, sagte man ihnen, würden sie nach einem Treffer aussehen. Das hatte keinen didaktischen Zweck, George. Das war reine Angstmacherei.«

George wusste, was Angst war.

»Zwischen Puckapunyal und der Infanterieausbildung in New South Wales war er eine Woche bei uns. Da er keine besondere Begabung gezeigt hatte, kam er zur Infanterie, George. Hätte er schon eine Weile Ingenieurwesen studiert, dann wäre er dort nicht gelandet. Hätte er nur *kurz* studiert, und sei es, ohne auch nur eine einzige Prüfung abgelegt zu haben, dann wäre ihm alles erspart geblieben. Aber ... in der Woche zu Hause ist er die ganze Zeit in seinem Zimmer geblieben, hat Gitarre gespielt und geweint. Seine Mutter

war verzweifelt. Aber ich konnte zu dem Zeitpunkt nichts tun. Gar nichts.

Er war anderthalb Monate in New South Wales. Ich weiß nicht mehr, wie der Ort hieß. Ingleburn? Danach schrieb er uns jedenfalls aus Queensland, aus dem Zentrum für Bodenkriegsführung in ... äh ... Canungra. Immer, wenn er versetzt wurde, musste er seine Bekannten zurücklassen und neu anfangen. Nach drei Wochen in Canungra hatte er drei Wochen frei. Eine ›Verschnaufpause‹ vor der Einschiffung. Er kam nach Hause.

Seine Mutter warf einen Blick auf ihn und brach in Tränen aus. Er war so dünn geworden. Er hatte sich körperlich stark verändert. Er verbrachte wieder jeden Tag und jeden Abend seiner freien Woche zu Hause. Nur nicht den letzten Abend. Da besuchte er Louise. Nach allem, was man hörte, hatte sie einen neuen Freund. Er hätte nicht hingehen dürfen. Meine Frau wollte ihn davon abbringen.

Von Melbourne ging es zur Luftwaffenbasis Richmond, und von dort wurde er in einer Herkules-Transportmaschine an einen Ort namens Thanh Son Nui in der Nähe von Saigon geflogen. Ich kann mir meinen mageren Sohn Russell zwar nicht in einer Herkules vorstellen, aber so war es. Von dort fuhr er nach Nui Dat, wo er zu einem Bataillon stieß, dem 3RAR. Dort kannte er keinen einzigen Menschen, George, nicht einen.«

Dr. Byard strich mit der Handfläche langsam über seine Ledertasche. Ich konnte das Geräusch der Bewegung hören. Unter dem Bett liegend, sah ich die Fersen seiner Schuhe, die stets schwarz waren, und die grauen Strümpfe, die ihnen entwachsen und unter den Hosenaufschlägen verschwanden. Die Hündin neben mir seufzte im Schlaf. Offenbar fand sie seine Stimme einschläfernd.

»War das der Hund?«, fragte er.

George schwieg beharrlich.

»Sie lassen den Hund nicht raus«, sagte er zu sich selbst.

»Ich weiß nicht, wie Sie das sehen, George, aber diese Asiaten interessieren mich nicht sonderlich. Im Grunde habe ich nichts gegen sie. An der medizinischen Hochschule hatte ich einen Kommilitonen ... aber er war kein Vietnameser. Manche sind ausgesprochen intelligent. Ich habe natürlich keine Zeit für den Kommunismus, aber Russell und ich ... Ich glaube nicht, dass wir je darüber gesprochen haben. Er hat wohl nie darüber gesprochen. Aber vielleicht hat er in der Army begonnen, Fragen zu stellen. Nein, wahrscheinlich nicht. Beim Militär werden keine Fragen gestellt, nicht wahr, George? Vielleicht haben sie sich während des Fluges in der Herkules darüber unterhalten.

Meine Frau spricht ständig von ihm ... ständig, aber nicht von seiner Zeit in Vietnam. Sie spricht von ihm, als wäre er noch zu Hause. Sie erzählt am liebsten von seiner Kindheit, von dem, was er als Jugendlicher getan hat. Sie kennt viele Geschichten von damals, die mir ganz neu waren. Von *damals* – das sage ich so, aber in Wahrheit ist es ja erst ein paar Jahre her ... Alle Geschichten über Russell stammen aus seiner Jugend. Louise auch. Sie war mehrmals bei uns. Ein gutes Mädchen. Sie sagt, er sei immer gut zu ihr gewesen ... und zu ihren Freunden. Das konnte ich natürlich auch nicht wissen.

Aber ich wollte ja von Vietnam erzählen. Es war nicht schwierig, ein paar Leute ausfindig zu machen, die mir berichten konnten, was passiert ist. An seinem ersten Tag in Vietnam, an seinem allerersten Tag, musste er an einem nächtlichen Angriff aus dem Hinterhalt teilnehmen. Offenbar gab es Dörfer, von denen man wusste, dass sie mit dem Vietcong sympathisierten. Nachts schmuggelten einige der

Zivilisten Nahrungsmittel zu den Kämpfern. Hast du von den Claymore-Minen gehört, George? Ein Mann deines Alters könnte am Zweiten Weltkrieg teilgenommen haben, aber ich weiß nicht, ob diese Mine damals schon benutzt wurde. Um ehrlich zu sein, bin ich ein Laie, was Waffen angeht, George. Ich habe mich nur wegen Russell ein bisschen informiert.

Die Claymore-Mine wird per Fernzündung zur Explosion gebracht. Sie hat ein Plastikgehäuse. Grünes Plastik, glaube ich. In den Explosivstoff, eine Paste von plastilinartiger Konsistenz, werden Kugeln gesteckt. Vom Gehäuse aus führen Zündkabel zu einer Zündvorrichtung. Die Soldaten können die Mine am Boden, an Bäumen oder im dichten Laub anbringen, und wenn der Vietcong in Reichweite ist, drücken sie einfach auf den Zünder. Die Explosion erfolgt sofort.

Man hatte einige Claymores in Bäumen am Rand des Weges angebracht, den die Dorfleute nahmen, wenn sie nachts Lebensmittel zum Vietcong schmuggelten. Russell gehörte zu einem Trupp, der im Hinterhalt lag und auf die Dorfleute wartete. Sie mussten selbstverständlich mucksmäuschenstill sein; sie durften kein Wort sprechen, und sie durften sich nicht bewegen. Können Sie sich das vorstellen?»

Was *genau* mochte sich George wohl vorstellen?

»Nun, sie warteten stundenlang mitten in diesem vietnamesischen Dschungel. Ich weiß nicht, was Russell dabei durch den Kopf ging. Woran denkt ein junger Mann in einer solchen Situation? Vermutlich weiß man das nur, wenn man es selbst erlebt hat. Seine Mutter mag nicht darüber nachdenken, sie will kein Wort von Vietnam hören. Sie stellt die Nachrichten aus oder verlässt das Zimmer. Sie klammert sich an seine Kindheit.

Nach vielen Stunden kamen tatsächlich einige Leute aus dem Dorf des Wegs, Männer und Frauen, die Nahrungsmittel schlephten. Es musste sich also um Vietcong-Sympathisanten handeln, George, denn man hatte eine Ausgangssperre über das Gebiet verhängt, und wer sonst hätte einen Grund gehabt, nachts durch die Gegend zu laufen? Im Dunkeln konnte man die Männer kaum von den Frauen unterscheiden. Diese Leute sind so dünn, dass man die Frauen nicht genau erkennen kann, besonders nachts. Sie wissen schon, was ich meine. Aber zwei oder drei dieser Leute – und das ist offenbar sehr ungewöhnlich –, zwei oder drei, vermutlich Frauen, trugen Kinder auf dem Rücken. Babys.

Russell und seine Kameraden hatten stundenlang gewartet, aber als der Offizier sah, dass Kinder dabei waren, ließ er alle unversehrt passieren. Denn es war kaum vorstellbar, dass die Dorfleute ihre Babys mitnahmen, wenn sie Lebensmittel zum Vietcong schmuggelten. Und jeder Versuch, sie zu verhören, hätte den Standort der Australier verraten. Sie ließen sie also durch und warteten weiter. Sie warteten... Es dauerte über zwei Stunden, bis sich ein anderer Trupp von Dorfleuten, der auch Lebensmittel dabei hatte, auf demselben Weg näherte. Während des Wartens kam dem befehlshabenden Offizier der Gedanke, dass die Babys eine neue Taktik oder ein Trick waren, um unschuldig zu wirken, falls man ertappt wurde. Gut möglich, dachte er, dass diese Bauern ihre Babys als Schutzschilde benutzten. Er hatte miterlebt, wie neunjährige Kinder Bars betreten, in denen sich die Soldaten entspannten, und sich in die Luft sprengten. Angeblich sind diese Leute zu Taten imstande, die unsere Vorstellungskraft übersteigen, George. Meine Frau... sie mag nichts davon hören.«

Ich kannte Mrs Byard. Ihr Mann hatte recht.

»Nachdem der zweite Trupp ungeschoren davongekommen war, überlegte sich der Offizier die Sache anders, und als sich ein dritter Trupp näherte, erteilte er den Befehl. Dieses Mal waren es weniger Menschen. Ein Kind. Jedenfalls konnten sie nur eines erkennen. Russell war einer der Jungs, die die Zünder drückten. Alle Dorfleute kamen ums Leben. Das war seine erste Nacht in Vietnam.«

Er strich wieder mit der Handfläche über die Tasche. Ich stellte mir seine makellosen Fingernägel vor.

»Wissen Sie, George, ich habe einige Männer aus seinem Regiment, seiner Kompanie, seinem Zug ausfindig gemacht. Während der letzten paar Monate war ich so etwas wie ein Investigativjournalist oder ein Historiker. Ist gar nicht so schwierig. Man muss nur beharrlich sein und immer wieder anrufen. Die Leute haben Verständnis. Es hat mich zwar viel Zeit gekostet, die mir in meiner Praxis dann gefehlt hat, aber je mehr man in Erfahrung bringt, desto mehr möchte man wissen. Vielleicht klingt es sinnlos, George, aber ich ... versuche, mich in seine Lage zu versetzen. Ich versuche, alles mit seinen Augen zu sehen. Um in Vietnam bei ihm sein zu können.

Nachts im Hinterhalt zu liegen ist kein großes Verdienst. Das gehört zum Job, wenn auch zu einem Job, um den er sich nicht beworben hatte. Am nächsten Tag war Russell an einem Ort namens Binh Ba. Eine Gummipflanzung, die vor dem Krieg von den Franzosen aufgebaut worden war. Vermutlich hatte er kaum geschlafen. Ich weiß nicht, wie viel, aber es kann nicht viel gewesen sein. Man mutet Männern diesen Schlafentzug zu und schickt sie dann in ein Feuergefecht. Da dürfte er nicht der Einzige gewesen sein.

Gleich am nächsten Tag wurde sein Zug in Binh Ba in ein solches Gefecht verwickelt. Russell befand sich auf

offenem Gelände ... eine Art Feld, wie man mir berichtet hat. Überall rannten Kinder aus einer nahen Schule herum, sie versuchten, aus der Schusslinie zu fliehen. Russell schrie den Kindern zu: ›*Dung ly, dung ly*‹, was ›Halt‹ bedeutet, und winkte ihnen, damit sie sich zu Boden warfen. Er hatte die Worte wohl bei Kameraden aufgeschnappt.

Er lag im hohen Gras, doch um winken zu können, musste er sich etwas aufrichten. Ein Kind lief auf ihn zu. Vermutlich wusste es nicht, ob Russell Sicherheit oder Gefahr verhieß. Als das kleine Mädchen nahe genug war, stand Russell auf und fing es ein, er deckte es mit seinem Körper. In diesem Moment, in dem Moment, als er aufstand, um das Mädchen einzufangen, wurde er zum ersten Mal getroffen. Er stürzte auf das kleine Mädchen, und als er am Boden lag, traf ihn die zweite Kugel und zerschmetterte seinen Schädel. Er war bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Und wissen Sie, was? Der Schütze gehörte höchstwahrscheinlich zu seinen eigenen Leuten.

›Zu viel, zu spät‹, sagt seine Mutter. Sie will nichts davon hören. Hält alles für reine Spekulation ... was seine letzten zwei Tage betrifft. Das sehe ich anders. Sie macht mir Vorwürfe, George. Sie ist wütend ... wütend auf mich. Und ich dachte ... ich habe lange darüber nachgedacht, ob ich für irgendetwas verantwortlich bin ... für seinen Tod. Ich habe ihn nie dazu ermutigt, den Helden zu spielen. Außerdem wurde er eingezogen. Er ist nicht mit Landserlegenden oder Geschichten von militärischen Abenteuern aufgewachsen. Der Krieg war nie ein Thema zwischen uns.

Eines ist mir allerdings eingefallen. Ich frage mich, ob es ihr auch so geht. Es wird ihr sicher bald in den Sinn kommen. Das Ingenieurwesen. Dazu habe ich ihn ermutigt, George, wirklich. Aber nicht nachdrücklich genug. Hätte ich ihn nur gedrängt. Hätte ich ihn nur gezwungen, sich

einzuschreiben. Ich hätte seinen Ehrgeiz anfachen müssen, George. Genau das braucht ein junger Mann. Hätte er sich an der Universität eingeschrieben, dann hätte er genau wie wir beim Essen über den Krieg diskutieren können und würde noch leben. Ehrgeiz ist genau das, was ein junger Mann braucht, und ich habe seinen Ehrgeiz nicht angefacht. Ehrgeiz. Jeder Mann braucht ihn.

Meine Frau hält meine Nachforschungen für Zeitverschwendung. Ja, Russell und ich haben eine Zuneigung füreinander empfunden, die allerdings nur ... sehr distanziert zum Ausdruck kam. Aber ich habe geglaubt, dass wir einander ... näherkommen könnten, wenn ich ... so viel wie möglich über seine letzten beiden Tage in Erfahrung bringen würde. Ich weiß natürlich nicht, was ihm durch den Kopf gegangen ist, aber ich fände es furchtbar, wenn mein Sohn während seiner letzten zwei Tage an alles Mögliche gedacht hätte, nur nicht an seinen Vater. Kein einziges Mal. Aber das kann ich ihm nicht zum Vorwurf machen.

Ich weiß, was ich weiß, George, über die Claymore-Minen, den nächtlichen Hinterhalt, über die Zivilisten und den folgenden Tag, als die Kinder in Binh Ba auf freiem Feld herumrannten. Ich weiß immerhin, was man mir erzählt hat. Niemand weiß genau über Russell Bescheid. Er war ja erst zwei Tage dort. Er kannte niemanden. Niemand kannte ihn.«

Ein langes Schweigen trat ein, nur unterbrochen vom leisen Atem meiner Hündin. Dann sprach George zum ersten Mal, seit Dr. Byard das Zimmer betreten hatte.

»Ich kann nicht schlafen. Können Sie mir irgendetwas geben, damit ich schlafen kann?«

Ich hörte unter dem Bett, wie Dr. Byard die Verschlüsse seiner Arzttasche öffnete. Er stellte etwas auf den Nachttisch und sagte nichts mehr.

Ich war nicht dabei, als er meinem Vater Bericht erstattete, falls er das überhaupt tat. Wäre er ehrlich gewesen, dann hätten seine Worte meinen Vater bestimmt weder getröstet noch eine Erklärung geboten; stattdessen hätte sich mein Vater wohl veranlasst gesehen, jemanden zu bitten, Dr. Byard zu behandeln.

Der nächste Morgen, frisch und munter im weißen Licht des Kindheitssommers, strahlte eine solche Unschuld aus, dass der vorangegangene Tag wie eine Lüge wirkte. Ich war als Erster wach und beim Frühstück. Meine Eltern beschlossen, mit uns – genau genommen mit mir – zum Strand zu fahren. Die Einladung galt natürlich auch für Kirsten, und sie kam tatsächlich mit, doch im Gegensatz zu mir war sie nicht auf andere angewiesen, wenn sie irgendwo hinwollte. Ich war noch in dem Alter, in dem ich meinen Eltern die Erlaubnis für jede Fahrt, die ich mit öffentlichen Verkehrsmitteln allein unternehmen wollte, in langen Diskussionen abringen musste. Wir wollten gleich morgens hinfahren und mittags heimkehren, wenn es am heißesten war.

Eine Weile hatte ich das Gefühl, meinen Vater wieder für mich zu haben. Die Bucht war einladend ruhig, und er führte mich an den meisten anderen Badegästen vorbei zu einer der Sandbänke, die er, im Gegensatz zu mir, stets entdeckte. Das war noch eines der Rätsel des Erwachsenendaseins, und ich tröstete mich mit dem Gedanken, dass ich einfach nur genug Umkreisungen der Erde um die Sonne überleben musste, bis mir die Augen geöffnet wurden und auch ich vom Ufer aus Sandbänke entdecken konnte. Doch nun, mit Ende dreißig und nur drei Dollar in der Tasche, habe ich immer noch das Gefühl, dass sich diese Fähigkeit – und nicht nur diese – erst noch entwickeln muss.

Auf dem Weg zur Sandbank nahm er mich auf seine Schultern, wenn das Wasser zu tief war, und auf dem Rückweg trug er mich die ganze Strecke. Ich hatte Tennisball und Schläger mitgenommen, und wir spielten French Cricket auf der Sandbank. Er zeigte sogar Interesse an meinen Sandburgen, was mich innerlich genauso wärmte, wie einen die heiße Sonne nach dem Schwimmen wärmt. In späteren Jahrzehnten nannte man eine solche Beschäftigung mit seinen Kindern »quality time«, doch wie im Falle vieler anderer Dinge gab es in meiner Kindheit noch keine Bezeichnung dafür.

Kirsten war zu einem Spaziergang aufgebrochen, und meine Mutter las und sah gelegentlich zu uns herüber. Doch meiner letzten Sandburg, in bautechnischer und ästhetischer Hinsicht viel besser als die anderen, wurde kaum noch Aufmerksamkeit geschenkt, weil meine Eltern in ein Gespräch vertieft waren. Kirsten war seit knapp zwei Stunden verschwunden, und mein Vater machte sich auf die Suche nach ihr. Meine Eltern waren zwiegespalten: Einerseits waren sie um ihr Wohlergehen besorgt, und andererseits ärgerten sie sich über ihre Unverantwortlichkeit.

Als wir mit dem Auto nach Hause fuhren, stellte sich heraus, dass mein Vater Kirsten in einem Gestrüpp zwischen Strand und Parkplatz gefunden hatte. Dort hatte sie mit Joe und ein paar anderen Freunden im Sand gegessen. Die Sache hatte wie verabredet gewirkt. Das war jedenfalls das Gefühl meiner Mutter, ein Gefühl, dem sie auf der Heimfahrt durch eine ganze Reihe rhetorischer Fragen und Vorwürfe Ausdruck verlieh.

Was nur in Kirsten gefahren sei? Früher habe man sich fest auf sie verlassen können. Ob sie sich nicht oft genug mit Joe treffe? Ob er bei uns nicht immer willkommen gewesen sei? Wer vorgeschlagen habe, ihn zum Abendessen

einzuladen? Ob er diesen schlechten Einfluss auf sie habe? Sie solle ja nicht so tun, als wäre dieses Rendezvous nur ein Zufall gewesen, denn das wäre eine Beleidigung. Sie müsse wenigstens die erste Lüge beichten. Meine Mutter sagte, sie habe nicht übel Lust, Kirsten zu verbieten, sich mit Joe zu treffen. Das wolle sie nicht, aber Kirsten zwingt sie mit ihrem verantwortungslosen Verhalten dazu. Hör auf, in diesem Ton mit deiner Mutter zu reden, junge Dame! Der Ton, es war der Ton. Der Vormittag war so schön gewesen. Warum musste es immer jemanden geben, der alles verdarb?

Als wir vor dem Haus hielten, kam meine Hündin nicht wie üblich an die Tür. Ich fand sie in meinem Zimmer, aber sie war nicht in ihrem Korb, sondern lag winselnd auf Georges Bett. Ich wollte sie beruhigen, weil George schlief, doch sie winselte nur umso mehr. Mein Vater kam herein, um nach seinem Bruder zu schauen. Nachdem er einen Blick auf ihn geworfen und seine Stirn befühlt hatte, befahl er mir, den Hund hinauszubringen und meine Mutter zu rufen. Meine Mutter eilte herbei, und sie schlossen die Tür. Zu diesem Zeitpunkt stand Kirsten schon unter der Dusche. Ich wollte gerade in mein Zimmer zurückkehren, als meine Mutter die Tür aufriss und zum Telefon rannte. Sie rief mir über die Schulter zu, nicht hineinzugehen. Ich hatte sie noch nie so schnell rennen sehen und fragte mich, wen sie anrufen wollte. Wer auch immer es gewesen sein mochte, er konnte nicht mehr helfen. George war tot.

Er hatte eine Überdosis der Schlaftabletten geschluckt, die er am Vortag von Neville Byard bekommen hatte. Wann er sie genommen, wie viele er genommen und ob er bewusst eine Überdosis geschluckt hatte, waren Fragen, die mein Vater immer wieder hin und her wälzte, als könnte er, je nachdem wie die Antwort ausfiel, noch irgendetwas

retten. Es war gut möglich, ja sehr wahrscheinlich, dass George, der nach ein oder zwei Pillen immer noch nicht hatte schlafen können, im Laufe der nächsten Stunden gedankenlos weiter genommen hatte. Es war gut möglich, ja sehr wahrscheinlich, dass ein Rettungswagen gerufen worden wäre, wenn man ihn früher entdeckt hätte, und dass man ihn hätte retten können. Doch wir waren am Strand aufgehalten worden. Mein Vater diskutierte all dies mit meiner Mutter. Kirsten und ich lauschten im Nebenzimmer, in dem die Uhr tickte, als ob nichts passiert wäre, und das Barometer fälschlicherweise eitel Sonnenschein anzeigte. Das war der Punkt, an dem Kirsten in Tränen ausbrach; sie hörte auch dann nicht mit Weinen auf, als meine Mutter ihr versicherte, dass sie keine Schuld an Georges Tod habe.

Ich weinte noch nicht. Sogar beim Eintreffen der Sanitäter, die in meinem abgedunkelten Zimmer aus Versehen meine Flugzeuge vom Regal stießen, als sie George auf eine Trage hievten, eine Decke über ihm ausbreiteten, sodass er auf einmal anonym wirkte, und ihn an der Küche vorbei durch den Flur auf die Straße trugen, wo die Nachbarn gafften, weinte ich noch nicht. Ich wartete.

Ich wartete über den Tag hinaus, an dem meine Eltern mit Kirsten zum Friedhof fuhren, wo George neben seinen Eltern beerdigt wurde. Ich blieb bei einem Nachbarn, aber durch eine Lücke im Zaun sah ich Joe Geraghty, der mit seinem Fahrrad auf der Straße vor unserem Haus unterwegs war. Ich rief ihn leise. Er hielt neben der Zaunlücke, und ich erzählte ihm, wo Kirsten war. Er dachte kurz nach, drückte sein Beileid aus und fragte mich dann, ob ich mitfahren wolle.

Er fuhr mich auf seinem Fahrrad zum Pier in St. Kilda und spendierte mir Fish and Chips. Er schob sein Fahrrad

über den Pier, und ich ging nebenher und berichtete, wie George früher gewesen war. Ich erzählte ihm, dass George sein Haus und die Veranda verloren hatte. Ich erzählte ihm von Peggy und Fitzspiers, dem Bankangestellten. Ich erzählte ihm von Amanda und der Schule für »junge Damen«. Ich erzählte ihm von Neville Byard, Mrs Byard, Russell Byard und Louise, von den Claymore-Minen und der Gummibaumplantage in Binh Ba, wo die Kinder aus ihrer Schule rannten, um nicht in die Schusslinie zu geraten. Selbst da weinte ich noch nicht.

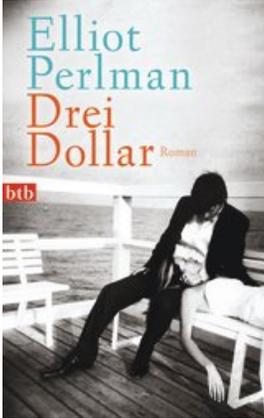
Abends in meinem Zimmer, das größer wirkte, nachdem man Georges provisorisches Bett entfernt hatte, dachte ich an die Pfefferminzbonbons, die er uns immer mitgebracht hatte, und fragte mich, warum es schlecht sein sollte, wenn man den Zeitpunkt seines Todes selbst bestimmte. George ging in der allertiefsten Sommerstille von uns. Die Bucht war ruhig, die Straßen waren wie leer gefegt. Die Möwen saßen auf den öffentlichen Denkmälern, und an seinem Todestag stieg die Quecksilbersäule, sie stieg und stieg. Alle Messinstrumente, die wir hatten, stimmten darin überein, dass sein Todestag ein schöner, stiller Tag war.

Ich stand auf, um mir ein Glas Wasser zu holen, und stellte fest, dass mein Vater im dunklen Wohnzimmer saß. Ich holte ihm auch ein Glas Wasser und setzte mich auf seinen Schoß. Er sagte mir, dass Kirsten und ich immer aufeinander achtgeben müssten und dass wir einander nie aufgeben dürften. Ich legte ihm im Dunkeln eine Hand auf die Wange. Dann begann ich zu weinen.

D r e i

Tanya sah ich zum ersten Mal, als sie während ihrer Pause draußen eine Zigarette rauchte. Sie trug Desert Boots, weiße Socken, eine schwarze Jeans, viel Mascara und einen der Kittel des Supermarkts, in dem sie arbeitete. Sie hatte ihr dunkles Haar zurückgebunden, und mit den großen, goldenen Ohrringen wirkte sie entweder wie eine Piratin oder wie eine Zigeunermusikantin aus Rumänien. Sie plauderte nicht mit ihren Kolleginnen, sondern starrte die brennende Zigarette zwischen ihren Fingern an, und ich war auf Antrieb von der widerspenstigen Schönheit dessen fasziniert, was Durkheim ihre »Anomie« genannt hätte. Damals wusste ich es noch nicht, aber sie war genau wie ich gerade mit der Highschool fertig und wartete auf die Eingebung, die ihr sagte, welches Studienfach sie in eine brave Bürgerin verwandeln würde, die niemals ihr Konto überzieht.

Ich sprach dieses ätherische, waschbäräugige und zutiefst verstörende Mädchen damals nicht an, obwohl ich es liebend gern getan hätte. Es sollte noch einige Jahre dauern, bis ich auf Wordsworth stieß – »Was ist Furcht? Nenn's luftge Laute, /schmerzverkündend ohne Not« –, denn Tanya hatte ihn noch nicht gelesen, und sie war es, die mich schließlich mit seinem Werk bekannt machte. Ihr Allgemeinwissen war in fast jeder Hinsicht immer breiter



Elliot Perlman

Drei Dollar

Roman

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74784-9

btb

Erscheinungstermin: April 2014

Der Roman einer Krise – scharfzüngig und mitfühlend

Eben noch tanzte Eddie im Wohnzimmer mit seiner kleinen Tochter zu einer Elvis-Presley-Platte, als plötzlich ihrem Heim die Zwangsversteigerung droht. Mit nur drei Dollar in der Tasche muss er für seine Familie ums Überleben kämpfen. »Drei Dollar« ist das brillante Porträt eines Mannes, der versucht, auch in schwierigen Zeiten Humor zu bewahren und sich selbst treu zu bleiben.



[Der Titel im Katalog](#)